

Iris Gusner Helke Sander

Fantasie und Arbeit

Biografische Zwiesprache

SCHÜREN

Inhalt

Vorwort	7
Die Mauer	9
Falsche Richtung	17
Alles Banane?	22
Annemarie Rübens	30
Kyllikki Kallas – meine Schwiegermutter	33
Olavi Lahtela – mein Schwiegervater	39
Perpetuum mobile	42
Lydia – meine Mutter	50
Im Land der Bolschewiken	59
Anne	65
Männer	77
Aus Briefen an Maria	86
Die Kleinstfamilie	104
Exkurs zur RAF	123
Gleichberechtigung	132
Ein Esel zwischen zwei Heuhaufen – verhungern	140
DIE TAUBE AUF DEM DACH	159
Die Branche	170
WÄRE DIE ERDE NICHT RUND	182
BeFreier und Befreite	191
Neue Stoffe	202
Joan Littlewood	210
Michail Iljitsch Romm	218
Doris Lessing	228
Peter Weiss	232
Herr Kaiser	238
Vorher – Nachher	250
... APRIL! APRIL!	263
Eine neue Kategorie: Politik	269
Köln	280
Die Autorinnen	291

Vorwort

Die Idee zu dieser Arbeit aus Gesprächen und eigenen Texten stammt von Iris Gusner. Sie suchte eine Regisseurin aus dem Westen und fand mich, um im Austausch und Rückblick mehr Klarheit über unsere gemeinsame DDR-BRD-Geschichte zu gewinnen und darüber, wie sich diese Geschichte in unseren Berufen spiegelt. Als wir uns Ende 2005 zum ersten Mal trafen, hat mich zunächst etwas eher Irrationales, vielleicht auch Magie, davon überzeugt, mich auf ihre Idee einzulassen:

Es stellte sich nämlich heraus, dass wir uns im Laufe der Zeit immer wieder an den gleichen Orten begegnet sind: Iris ist in Trautenau, heute Trutnov/Tschechien geboren, ich bin dort 1943 als «Evakuierte» eingeschult worden. Iris fuhr mit ihrer Familie am 13. 2.45 gegen Abend auf der Flucht aus Gleiwitz gerade noch vor der Bombardierung aus Dresden mit dem Zug hinaus, als ich mit Mutter und Bruder auf dem Bahnhof dort ankam. 1960 bekam ich als junge Frau und nach monatelangem Warten ein Visum für die Sowjetunion, um dort meinen finnischen Mann zu besuchen, der als einer der ersten westlichen Unesco-Stipendiaten in Moskau studieren durfte. Zur gleichen Zeit begann Iris in Moskau ihr Filmstudium. Als Kinder wollten wir beide Sternforscherinnen werden und bekamen beide mit 21 Jahren das erste bzw. einzige Kind. Beide lebten und arbeiteten wir in jungen Jahren im Ausland und in neuen Sprachen und beide wurden wir Regisseurinnen. Aber wir flogen in unterschiedlichen und verfeindeten Systemen – DDR und BRD – durchs gemeinsame Universum. Zwar haben wir die gleiche Sprache, aber auch wir mussten lernen, dass dennoch viel gegenseitige deutsch-deutsche Übersetzungsarbeit vonnöten war, um einander verständlich zu erklären, was das Kreative und Anarchische der späten sechziger Jahre ausmachte oder warum Frauenbewegung und Politik in der DDR als unvereinbare Gegensätze gesehen wurden. So ist daraus ein Buch geworden über das Leben intellektueller Frauen mit Kindern in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts in den beiden Deutschlands.

Für mich das Erstaunlichste an dieser Arbeit waren die sich herauschälenden Ähnlichkeiten unserer Konflikte.

Wir haben zu unserer eigenen Überraschung herausgefunden, dass wir weniger durch die unterschiedlichen Gesellschaftssysteme geprägt wurden, sondern vielmehr dadurch, dass wir Künstlerinnen und Mütter mit alleiniger Verantwortung für die Kinder waren und nahezu gleiche Probleme zu lösen hatten. Wir gehören zu der letzten Frauengeneration in den Industriestaaten, die noch fast selbstverständlich schwanger wurden, wenn sie mit einem Mann schiefen. Wir waren aber gerne Mütter und fanden es auch völlig normal, früh

Kinder zu kriegen. Die Erkenntnis beim Schreiben war, dass unsere Ost-West-Gesellschaften ihren eigenen Ansprüchen gar nicht gewachsen waren und wir als Personen ständig in der Gefahr waren, nur die Objekte der unaufhörlichen Reibungswiderstände der jeweiligen Gesellschaft zu werden. Frauen wie wir waren nirgendwo vorgesehen. Wir hatten beide als Jugendliche schon so viel von aufklärerische Ideengeschichte aufgeschnappt, dass wir gar nicht auf den Gedanken kamen, das Muttersein könne sich im Widerspruch mit der künstlerischen Arbeit befinden. Selbstverständlich würden wir unseren eigenen Ton singen. Als Jugendliche hatten wir auch nicht den Eindruck, dass uns die Welt an irgendetwas hindert, weil wir Frauen sind. Beide dachten wir lange Zeit ganz unbefangen, dass unsere naturgegebene Fähigkeit, Kinder zu kriegen, keinen Widerspruch dazu bedeutet, auch alles andere machen zu können. Erst später bemerkten wir auf unterschiedliche Weise, dass wir nicht «doppelt belastet» waren, sondern unser Leben einem ständigen «Doppelprogramm» folgte, was schliesslich auch unsere künstlerischen Vorhaben beeinflusste. Dieses Abarbeiten am Doppelprogramm macht letztlich unsere Biografien aus. Wie der Frosch, der solange in der Milch tritt, bis daraus Quark und eine feste Grundlage geworden ist, versuchten wir ständig, gesellschaftlich offenbar Unvereinbares zu vereinen, was für unser Empfinden aber zusammen gehörte.

Als Künstlerinnen versuchten wir, den eigenen sehr unterschiedlichen Bessenseiten zu folgen, was häufig Angriffe der normalen Gesellschaft nach sich zog, die sich durch uns angegriffen fühlte (meist zu unserem Erstaunen), aber als Mütter mussten wir zum Schutz der Kinder die Widersprüche in Grenzen halten, uns durchlavieren, das Beste für die Kinder herausholen, um sie zu schützen.

Für mich ist es ein Kreuz und quer zu lesendes Buch über das Denken lernen und die Organisation von Fantasie und Arbeit geworden. Die gemeinsame deutsche Geschichte hat uns mehr bestimmt als wir angenommen hatten.

Wir haben unendlich lange Gespräche geführt, die meisten davon auf Tonband aufgenommen und sie später bearbeitet. Damit von dieser Gesprächssituation zwischen uns beiden noch etwas erhalten bleibt, machen wir das jeweils durch unsere Namen kenntlich, die am Anfang längerer Abschnitte stehen. Die Gespräche haben uns auch klar gemacht, dass wir immer wieder Menschen begegnet sind, die uns unterstützt, geprägt, verändert haben. Einigen von ihnen haben wir extra Kapitel gewidmet. Und darüber hinaus haben wir unsere jeweils eigenen Berichte zu wichtigen Abschnitten unserer Biografien geschrieben, die sich immer auf das Wechselverhältnis Beruf und Kinder beziehen. Liebesgeschichten sind nur am Rande erwähnt.

H.S.

Charakter ist nur Eigensinn, es lebe die Zigeunerin!
(Paul Karl Wilhelm Scheerbart)

Die Mauer

Iris: Der Gedanke zu dem Buch kam mir, als ich bemerkte, wie wenig meine heranwachsenden Enkelkinder über die Zeit vor der Wende wissen und dass die so plötzlich verschwundene DDR ihnen so fern ist wie die Napoleonischen Kriege und ungefähr genauso interessant.

Auch die alte BRD gibt es nicht mehr. Diese beiden Teile Deutschlands waren trotz ihrer Trennung immer auf vielfältige Weise miteinander verbunden gewesen, so dass es unmöglich ist, von der DDR zu erzählen, ohne auf die BRD einzugehen. Deshalb erschien es mir verlockend, ein Gegenüber aus der damaligen anderen Hälfte Deutschlands zu haben: eine Frau meiner Generation, Regisseurin wie ich, Mutter wie ich – und meine Erfahrungen mit ihnen zu konfrontieren. Ich versprach mir von diesem Blick «hinter den Spiegel» ein schärferes Bild von mir selbst.

Das hat sich erfüllt. Ohne deine manchmal bohrenden Fragen hätte ich über bestimmte Dinge meines Lebens und meiner Entwicklung in der DDR nicht so gründlich nachgedacht, auf manche wäre ich ohne dich gar nicht gekommen.

Ich habe nicht nur dich entdeckt, sondern in mancherlei Hinsicht auch mich.

Spannend waren immer die Momente, in denen wir begriffen, dass wir uns, um nicht im Dschungel unserer Geschichten unterzugehen, für bestimmte thematische Aspekte bei der Erzählung unserer Leben entscheiden mussten. Ich finde die Wahl, die wir am Ende getroffen haben, richtig: über Menschen und Situationen zu sprechen, die unsere Entwicklung entscheidend beeinflusst haben, und uns auf die Erfahrungen zu konzentrieren, die unsere Lage als Frauen und Mütter in diesem Beruf mit sich brachten. Natürlich blieb dadurch Vieles bruchstückhaft. Das gefällt mir, es erscheint mir wie ein Synonym für mein Leben.

Immer wieder hat mich die Ähnlichkeit unserer persönlichen und beruflichen Probleme, aber auch unserer Wertmaßstäbe überrascht, obwohl wir doch in zwei verschiedenen gesellschaftlichen Systemen gelebt und gearbeitet haben.

Helke: Im Nachhinein bin ich sehr froh, dass du mich zu dieser Arbeit gebracht hast. Ich wäre ohne dich überhaupt nicht auf den Gedanken gekommen, so ein Buch zu schreiben.

Mich haben zunächst daran allerdings nur diese Äußerlichkeiten interessiert und überzeugt, angefangen mit den Orten wie Trautenau, Dresden und Moskau, in denen wir uns zu gleicher Zeit aufgehalten haben, ohne uns zu ken-

nen. Dresden ist einfach ein unglaubliches zeitliches Zusammentreffen, weil es sich auf Stunden beschränkt hat in dieser Bombennacht, und Moskau 1960 war schon gar nicht vorgesehen, weil wir uns da ja schon in unterschiedlichen Gesellschaftssystemen bewegten.

Die geografischen Berührungen haben mich jedenfalls zunächst sehr viel mehr interessiert als die Tatsache, dass wir einen gemeinsamen Beruf haben.

Was sich als Gemeinsamkeit im Lauf der Zeit herausstellte, scheint mir zu sein, dass wir beide ganz fest etwas wollten, was uns niemand abverlangt hat. Was daran generationenspezifisch, Mädchenspezifisch, west- oder ost-spezifisch ist, wollte ich wissen. Offenbar haben wir weder Kosten noch Mühen gescheut, uns mit unserem störrischen Beharrungsvermögen in Schwierigkeiten zu bringen. Diesen komischen Aspekt haben wir ziemlich gut herausgearbeitet. Unsere Filme sind eher der Anlass, um über diese Beweggründe zu reden.

Iris: Du hast auf der einen Seite der Mauer gelebt, ich auf der anderen. In deinem Film *DIE ALLSEITIG REDUZIERTE PERSÖNLICHKEIT – REDUPERS* ist die Mauer ständig präsent. Man glaubt sie auch dann zu spüren, wenn sie nicht im Bild ist. Westberlin wirkt eingemauert wie Ostberlin, doch von Eurer Seite sah die Mauer anregend und fröhlich aus mit all den Sprüchen und Graffiti.

Helke: Ich glaube, *REDUPERS* hat damals einiges dazu beigetragen, dass die Mauer als Wandzeitung entdeckt wurde. Es gab auch vor dem Film schon hier und da Sprüche, sie waren schwarz auf die Mauer geschrieben und waren immer politischen Inhalts, «Supermächte raus aus Deutschland» z.B. oder diverse linke Losungen. Unsere Filmerei brachte dann einen gewissen Durchbruch, denn dadurch wurden die Leute auf die Mauer aufmerksam. Plötzlich hatte jemand bei dem Wort «Supermächte» das «ch» mit «rk» ausgetauscht und es hieß nun «Supermärkte raus aus Deutschland». Das hat dann wieder andere inspiriert und nun ging es los mit den antiautoritären Sprüchen, Kalauern, Malereien und Gedichten.

Iris: Damit habt ihr die Mauer in euren Alltag einbezogen und sie quasi in Besitz genommen. Wir auf unserer Seite durften uns ja der Mauer nicht einmal nähern. Jedes Mal, wenn ich aus Potsdam nach Berlin kam, empfand ich sie neu als Bedrohung. Ihr Anblick mit den schwer bewaffneten Soldaten davor war und blieb immer beklemmend. Deshalb glaube ich, dass die Mauer geholfen hat, die DDR zu Fall zu bringen, statt sie zu erhalten, denn sie wirkte wie ein Pfahl im Fleisch und erinnerte ständig an die Teilung des Landes, an Abtrennung. Sie vermittelte massiv das Gefühl des Eingesperrtseins und weckte damit natürlich Fluchtinstinkte.

Helke: In Neukölln teilte die Mauer längs eine relativ schmale Straße, rechts und links der Mauer Häuser im gleichen Gründerstil. Ich stand dort mal auf einem Podest, von dem aus man nach Ostberlin gucken konnte und fotografierte. Ne-

ben mir stand eine ältere Frau, die mit sich selbst sprach und laufend «gut, gut» sagte. Ich fragte sie, ob sie nach etwas Besonderem Ausschau hielt. «Ja,» sagte sie, «Ich wohne da drüben, sehen Sie mein Fenster im dritten Stock, da wo der Blumenkasten ist. Ich wollte ihn mir mal von hier aus angucken.» – Sie war Rentnerin und durfte also in den Westen fahren und sich ihren Blumenkasten von der anderen Seite aus ansehen.

Ernst Schnabel, einem Redakteur vom SFB, hatte ich 1966, noch bevor ich auf die Filmakademie ging, erzählt, welche Arbeiten ich in Finnland gemacht hatte und dass ich gern, um Geld zu verdienen, Reportagen für das Fernsehen machen würde. Und er gab mit drei Aufträge, Thema: die Mauer.

Meine erste Reportage – jede der drei sollte zwischen fünf und sieben Minuten lang sein – machte ich über die neu entstandenen Berufe rund um die Mauer. Es hatten sich tatsächlich auf beiden Seiten der Mauer neue Berufe entwickelt. Vom Osten aus wurden große Plakate mit revolutionären Sprüchen gegen den Imperialismus aufgehängt und teilweise wurden wir auch mit diesen Sprüchen beschallt. Die Mauer war ca. 40 km lang und wenn die Leute einmal rundum waren und alles aufgehängt hatten, das dauerte ca. eine Woche, dann fingen sie wieder von vorne mit neuen Sprüchen an. Im Westen machten die Plakatkleber dasselbe, nur eben mit anderen Sprüchen, wie z.B. mit Rosa Luxemburgs Satz von der Freiheit der Andersdenkenden. Außerdem gingen Ost- und Westarbeiter meiner Erinnerung nach auch in verschiedene Richtungen die Mauer ab, also mit und entgegen dem Uhrzeiger, um sich möglichst wenig gegenseitig bei ihren Arbeiten zu sehen und sich womöglich noch zu verbrüdern oder gar in Gelächter auszubrechen.

Es gab auch Mauer-Reinigungskolonnen vom Osten, die die Westseite der Mauer und den kleinen Grünstreifen davor, der noch Ostgebiet war, sauber hielten. Und besonders entzückt hatte mich an der Sonnenallee mal ein Blumenarrangement mit roten Hängegeranien, die in ihren Töpfen in der Nähe des Grenzübergangs eingemauert waren. Es fehlten nur noch Gartenzwerge. Offenbar kam das aber den Ostbeamten selber unangemessen vor, denn als ich sie für REDUPERS drehen wollte, waren sie nicht mehr da.

Erwartet hatte man einen kritischen Beitrag gegen die Mauer, aber keinen humoristischen darüber, wie die Mauer in den Alltag integriert wurde!

In meiner zweiten Reportage ging es um Folgendes: Vor dem Axel-Springer-Hochhaus und in Sichtweite der Mauer war damals noch eine leere Trümmerlandschaft. Dort hatte sich ein Mann eine kleine Bretterbude gebaut, darüber stand: «Wissen ist Macht». Dem Mann konnte man seine Probleme schildern – es kostete 2,50 pro Viertelstunde – und er versuchte, Lösungen aufzuzeigen. Er war ein ganz einfacher Mensch, der diese blendende Idee für eine damals noch unbekannte Ich-AG hatte. Seine Bude war normalerweise gut besucht und als ich sie entdeckt hatte, dachte ich, darüber müsse man unbedingt etwas machen.

Ich bin also zu ihm gegangen, er stellte einen lauten Küchenwecker auf fünfzehn Minuten ein und man legte ihm das Geld hin. Wenn das Problem mehr Zeit erforderte, wurde der Wecker neu gestellt und wieder Geld hingelegt, wie im Solarium. Ich erzählte ihm eine Geschichte, die in ihrem Kern auf Wahrheit beruhte, die ich aber ein bisschen weiter entwickelt hatte: Eine Kleinfamilie – junger Mann, junge Frau, kleines Kind. Er studiert, versucht seine Diplomarbeit zu schreiben, sie wohnen in Westberlin ganz nah an der Mauer. Die Mauer fing ja ganz primitiv an, zuerst war sie nur Stacheldraht und Beton, dann wurde sie höher, glatter und ästhetisch anspruchsvoller. Der junge Mann in seiner kleinen Zweizimmerwohnung, beim Arbeiten immer gestört von seinem schreienden Krabbel-Kind, hatte die Fortschritte beim Mauerbau täglich vor Augen – und, um mehr Ruhe zu haben, fing er eines Tages an, sich mit Büchern auch eine kleine Mauer um seinen Schreibtisch zu bauen, die wurde auch höher und immer besser gesichert. Der junge Mann drehte nach und nach durch und ließ sich schließlich das Essen von seiner Frau durch eine Luke in seiner Büchermauer reichen.

Es war eine haarsträubende Geschichte, die ich da, immer mit dem Küchenwecker im Bild, gefilmt habe. Meine Frage war: Wie kann man dieser kleinen Familie helfen? – Der Mann in der Bretterbude hat sich das alles gelassen angehört, seine Problemlösung war ein allgemeiner Ratschlag in dem Sinne, das Paar solle doch mal miteinander reden und woanders hinziehen. Dieser Beitrag war natürlich auch eine reine Persiflage auf die hohe Politik.

Der dritte Beitrag handelte davon, dass es trotz der Mauer noch normale menschliche Kontakte zwischen den beiden Teilen Berlins gab. In der Waldemarstraße z.B. spielten Kinder Fußball. Oft kickten sie absichtlich ihren Fußball oder andere Sachen auf die andere Seite. Die ostdeutschen Grenzsoldaten waren 1966 noch relativ nah an der Mauer dran, die Panzersperren und den Todesstreifen gab es noch nicht, und die kickten die Bälle immer zurück. Später wäre das undenkbar gewesen!

Und es gab Kinder, die mit dem Mauertourismus Geld verdienten. Da kamen also die westdeutschen, dänischen oder schwedischen Busse, die Touristen stiegen auf die Podeste, um in den Osten zu gucken und die Kinder – noch keine Türkenkinder, eher deutsche Zille-Rotznasen – verlangten zehn Pfennige dafür, dass sie besonders irrwitzige und immer weiter ausgemalte Geschichten über Erlebnisse an der Mauer erzählten.

Meine drei Reportagen habe ich Ernst Schnabel gezeigt, er hat sich darüber amüsiert, er war ein liberaler Mann. Aber die Justiziere des Senders haben keinen der Filme abgenommen. Sie wurden nie gezeigt und sind irgendwohin verschwunden. Ich habe sie auch später nicht mehr im Archiv gefunden. Dieses Verbot hat mich damals nicht weiter bedrückt, ich wollte ja Spielfilme machen und keine

Journalistin werden. Was sollte ich mich mit diesem Kleinzeug abgeben – nach dem Motto: davon mache ich euch, so viel ihr wollt! Ich hatte ja keinen Mangel an Themen. Wie Charly Chaplin hätte ich jeden Tag eine Rolle Film mit etwas Lustigem belichten können. Ich selbst fand diese Beiträge prima und die wenigen Personen, die sie gesehen haben, haben sich krumm gelacht. Und daran lag es eben – die Mauer musste ernsthaft behandelt werden!

So weit ich weiß, hat aus Gründen der Ernsthaftigkeit auch später niemand einen Film über den Potsdamer Platz gemacht, der viele Sommer lang zu einem Aussteiger-Paradies mutierte. Der ganze Platz war Niemandland. Er gehörte eigentlich zum Osten, war aber dort abgetrennt und vom Westen relativ leicht zugänglich. Im Lauf der Jahrzehnte war der Platz zu einer Wildnis geworden. Die Ruinen waren schon geschliffen, aber in den ehemaligen Gartenresten und Hinterhöfen und auf den Trümmern hatte sich ein wildes Wachstum entwickelt.

Iris: Die Mauer und Komik – auf so eine Betrachtungsweise wäre ein DDR-Bürger nie gekommen, schon deshalb nicht, weil er mit der Mauer keinen Umgang hatte, es sei denn einen tödlichen.

Ich habe gehört, dass in den ersten Jahren nach dem Mauerbau, als die Mauer noch nicht so perfekt war, Jugendliche, auch Filmstudenten, in Babelsberg Schleichwege nach Westberlin kannten, die sie heimlich benutzten, um sich dort Filme anzusehen. Aber diese Löcher wurden bald gestopft. Später soll sich einmal ein besoffener Parteisekretär in Babelsberg nachts auf dem Heimweg in der Richtung geirrt und versucht haben, die Mauer – an der Stelle ein hoher Zaun – die sich ihm als störendes Hindernis in den Weg stellte, zu überklettern; dabei wurde er geschnappt und verhaftet. Es gab also unfreiwilligerweise auch komische Geschichten, die die Leute leise belachten. Sie öffentlich zu machen war undenkbar! Und auch solche komischen Geschichten hatten immer mit der *Überwindung* der Mauer zu tun.

Ich «überwand» die Mauer zum ersten Mal im Herbst 1984. Ein Jahr zuvor hatte eine Gruppe der SEW mich mit dem Film *KASKADE RÜCKWÄRTS* eingeladen, die Initiatorin war die westdeutsche Filmemacherin und Autorin Erika Runge, mit der ich befreundet war. Es dauerte ein ganzes Jahr, bis man mir endlich für einen bestimmten Tag ein Visum gab, und das unabgesprochen mit den Einladern, so dass die es auf die Schnelle nicht schafften, ein Kino zu organisieren. Aber das war mir egal. Endlich einmal einen Blick über die Mauer zu werfen, war mir wichtig!

Erika zeigte mir Westberlin, die Mauer von der anderen Seite. In Kreuzberg habe ich zum ersten Mal türkisch gegessen, ich sah mir die besetzten Häuser an, war auf einer Friedensversammlung, auf der ich Udo Lindenberg mit seinem Hut leibhaftig erblickte, und der Höhepunkt war abends Fellinis Film *SCHIFF DER TRÄUME!* Und einen ebenso märchenhaften Eindruck wie der Film machte auf mich anschließend der Kurfürstendamm, als wir gegen 23 Uhr aus dem

Kino kamen – so viel Licht, Farben und Bewegung, alle Restaurants und Cafés hatten noch geöffnet, die Fußwege voller Menschen. Sie kamen mir alle so entspannt und sorglos vor, als gingen sie nicht, sondern schlenderten durchs Leben ... Das war überhaupt der stärkste Eindruck, den ich von diesem Tag hatte: die allgemeine entspannte Freundlichkeit der Menschen überall, sei es im Bus, in den Restaurants, auf der Versammlung ... Bei uns waren die Menschen damals alle schon latent gereizt, höchstwahrscheinlich, weil sie sich ständig gegängelt fühlten, wir sahen uns immer und überall von sichtbaren und unsichtbaren Verbotsschildern umgeben – also, dieser «atmosphärische» Unterschied ist mir bei meinem ersten Besuch im Westen besonders aufgefallen, dieses Gefühl von Gelöstheit, persönlicher Freiheit. Das war mein «Kulturschock» – nicht das Warenangebot. Du erinnerst dich an die kleine Szene in meinem Film ICH LIEBE DICH – APRIL! APRIL!, in der die jungen Leute von dem Kneipenwirt verjagt werden, weil sie bei ihm mal telefonieren wollen: «Ich bin doch nicht die Post! Wo kommen wir denn da hin, wenn hier jeder telefonieren wollte ...!» usw. Das war der Tonfall, den ich gewohnt war.

Helke: Ja, der war schrecklich. Immer wurde man gemaßregelt, jeder hatte etwas zu kommentieren, und das fiel sogar mir als durch Freundlichkeit nicht verwöhnter Westberlinerin auf. So ganz hat sich dieser Ton bei Ostbehörden bis heute nicht verflüchtigt.

Iris: Weil jeder dauernd belehrt wurde, hat am Ende jeder jeden belehrt und zurechtgewiesen, das war übrigens in Moskau ganz ähnlich. Ich bin nicht dafür, dass alle immer weggucken und geschehen lassen, was eben geschieht, aber in der DDR war die Einmischung zu einer Art Volkskrankheit geworden. Ich erinnere mich, wie ich einmal in später Nacht am Platz der Einheit in Potsdam über eine vollkommen leere Kreuzung gegangen bin, die Stadt war um die Zeit wie ausgestorben – als plötzlich aus der Dunkelheit von irgendwo her eine Männerstimme rief: «Sehen Sie nicht, dass die Ampel rot ist? Man geht nicht bei Rot über die Straße!»

Auch diese Dinge waren Mauern, an denen man sich ständig stieß. Und ich sehe in deinem Film DIE ALLSEITIG REDUZIERTE PERSÖNLICHKEIT – der Titel ist ein hübscher Seitenhieb auf das Schlagwort der DDR von der «allseitig entwickelten sozialistischen Persönlichkeit» – neben der real existierenden Mauer eine ganze Reihe anderer Mauern, die unser Leben umstellt haben.

Helke: Ich sah die Mauer als gute Metapher für das Leben von Frauen: das Gespaltene. Eine gespaltene Stadt und das vielfach gespaltene Leben aller Menschen, aber besonders der Frauen. Das hat sich schön vermischt, ohne dass es präventiv oder aufdringlich wurde.

Dass ich den Film überhaupt machen konnte, hatte ich mehreren Glücksfällen zu verdanken. Nachdem er schon bei einer Fernsehanstalt abgelehnt worden war, hat ihn eine der damals noch raren Redakteurinnen angenommen beim ZDF. Und, ganz wichtig, ich hatte vorher Hilfe. 1974 hatte ich die Zeitschrift «Frauen und Film» gegründet, ein Plan, um Geld zu verdienen, der aber nur Geld kostete! – und in diesem Zusammenhang habe ich u.a. einen Verriss über DIE GELEGENHEITSARBEIT EINER SKLAVIN von Alexander Kluge geschrieben. Er hat mich darauffhin besucht und wir haben uns angefreundet. Ich habe ihm erzählt, wie die Lage von Frauen ist, die Filme machen oder machen wollen, vor allem, wenn sie Kinder haben. Und er hat etwas sehr Gutes getan. Er hat dafür gesorgt, dass fünf junge Regisseurinnen für ein halbes Jahr finanziell unterstützt wurden. Ich glaube, insgesamt bekam jede von uns 5000,- DM. Da ich sehr sparsam lebte, hatte ich dank dieses Geldes nun mehr Zeit, das Drehbuch für diesen Film zu schreiben.

Iris: Es hat mich verblüfft, wie viel Gemeinsames ich im Leben deiner Heldinnen mit meinem damaligen Leben entdeckt habe:

- die ständigen Abschiede von den Kindern, wenn ich arbeiten ging, besonders, wenn ich für längere Zeit zum Drehen wegfuhr – die Kinder, die einen nicht gehen lassen wollten ...
- dass wir im Alltag zuverlässig nur auf weibliche Solidarität bauen konnten: Nimmst du mir mal das Kind ab? Kannst du für mich schnell mal das oder jenes tun? –
- die Beziehung der Heldin zu ihrem Freund: er ist nett, er hat ein gutes Verhältnis zu ihrem Kind, er stört ihr Leben und ihre Arbeit nicht und lässt die junge Frau sein, wie sie ist, aber wenn sie mit ihm über ihre Arbeit und ihre Pläne sprechen will, schläft er ein ... Wenn ich mich so bei meinen männlichen Kollegen umsah – die hatten in der Regel keine spannenden, kreativen Frauen, aber ein Mann erwartet das offensichtlich nicht von seiner Frau, während wir bei IHM alles in einer Person wollten: einen liebevollen, toleranten und gleichzeitig geistig anspruchsvollen Mann, mit dem man sich auch intellektuell verständigen konnte ... Das gelang selten.
- wie hart die Frauen arbeiten, eigentlich unentwegt. Und wie sie dann schnell versuchen, sich schön zu machen, wenn sie zu einer offiziellen Veranstaltung oder Begegnungen mit möglichen Auftraggebern eilen... Zu mir hat mal ein älterer Mann gesagt, da war ich noch sehr jung: «Einer Frau, die mir nicht gefällt, höre ich gar nicht zu.» Den Satz habe ich mir immer gemerkt.
- die Geldknappheit, das ewige Rechnen und Zählen ... In deinem Film gibt es den Satz: «Sie sollte vielleicht den Kontakt zu einem Werbefachmann ausbauen, doch dann hätte sie auch im väterlichen Tabakladen bleiben können.»

– Ja, denn wir wollten nicht nur irgendwie Geld verdienen, wir wollten es mit unserem Beruf verdienen.

Ein schon arrivierter Fotograf sagt in deinem Film sinngemäß: Ich kenne nun die Wege, auf denen man Erfolg hat. Aber ich mache mir nichts vor: Das, was ich mal machen wollte, mache ich nun nicht mehr. Also bleibt auf Eurer Linie! – Ironisch könnte man das auch so interpretieren: Suchen Sie nicht den Erfolg, denn der korrumpiert, sondern bleiben Sie lieber erfolglos und arm!

Das war auch das Problem, mit dem ich mich bei jedem Film herumgeschlagen habe: wo verläuft die Grenze zwischen dem Kompromiss, der den Film ermöglicht und dem, der ihn zunichte macht? Wie weit kann man sich anpassen, ohne sein Anliegen dabei zu verlieren?

Ja, wir hatten mehr «Mauern» gemeinsam als unsere berühmt-berüchtigte Berliner Mauer.